



Karl Kull

ÜBERLEBT

ERINNERUNGEN

LESEPROBE

meda
ERLAG

[AUSSCHNITT AUS „ÜBERLEBT“ S. 96-101]

MAI 1944 - SEPTEMBER 1949

Der Marsch ins Lager

Die Rotarmisten setzten sich in Bewegung und riefen laut und vernehmlich „rucky werch“ (Hände hoch!). Ein älterer sowjetischer Soldat, der mit seinem schwarzen, buschigen Schnurrbart wie Stalin aussah, bewegte sich auf mich zu. Er könnte Georgier gewesen sein. Ich nahm die Hände hoch, er tastete mich ab und verlangte von mir die Hosentaschen umzudrehen. Ich hatte weder Waffen noch Munition bei mir. Den Karabiner hatte ich schon längst weggeworfen und mein Holzköffchen hatte ich, um schneller und beweglicher zu sein, einfach beim toten Leutnant Mittendorf stehengelassen. Am Koppel des Russen sah ich eine Feldflasche baumeln. Ich hatte unheimlichen Durst und versuchte ihn mit Handzeichen und

Gebärden dazu zu bringen, mich aus seiner Feldflasche trinken zu lassen. Er machte tatsächlich die Flasche ab und reichte sie mir. Ich nahm einen kleinen und einen größeren Schluck: Es war süßer Tee. Ich bedankte mich mit gefalteten Händen und mehrmaligem Kopfnicken. Er sagte etwas, das ich aber nicht verstehen konnte. Dann fragte er nach „Uri, Uri“, meiner Armbanduhr. Ich hatte beide Stiefel bereits ausgezogen und überreichte ihm ganz vorsichtig – jede falsche Bewegung hätte fatal sein können – meinen rechten Stiefel mit dem Zeichen, ihn auszuschütten. Er wverstand, kippte den Stiefel um und meine schöne, in einen sauberen Stofflappen gewickelte Luftwaffenuhr fiel heraus. Er nahm sie, wickelte sie aus, hielt sie ans Ohr, nickte und lachte. Er verglich die Zeitanzeige mit anderen Uhren, die er bereits an beiden Armen trug, steckte sie in die Hosentasche und schnappte sich noch meine beiden ziemlich neuen Stiefel.

Bestrumpft stolperte ich dem alten Mann hinterher und er führte mich zu einem Platz, an dem schon viele abgefertigte Landser in Achterreihen Aufstellung genommen hatten und auf den Abtransport warteten. Heinz Gries war auch schon da, andere Kameraden konnte ich nicht mehr sehen. Wir waren hungrig und sehr müde und wir versuchten uns hinzusetzen, doch das erlaubten die Herren Sieger nicht. Ich besaß jetzt nur noch das, was ich am Leib trug: kurze Unterhosen, ein ärmelloses Unterhemd mit Hoheitsadler der Luftwaffe, meinen Waffenrock, die lange Hose sowie ein Paar durchlöchernte Strümpfe. Trotzdem fühlte ich mich in dem Moment gut behandelt.

Ich sah und hörte, dass drüben bei den Panzern heftig diskutiert wurde. Man schaute durch Ferngläser und deutete immer wieder auf die Bucht hinaus. Das schon ziemlich weit entfernte Schlauchboot versuchte,

so schnell wie möglich aufs offene Meer zu entkommen. Die werden doch nicht ...! Mir verschlug es die Sprache! Doch, sie schossen tatsächlich! Ein Schuss vor den Bug, einen hinter das Boot, der dritte Schuss war ein Volltreffer. Danach war von dem Boot nichts mehr zu sehen. Von den Insassen dürfte wohl keiner überlebt haben. Gut, dass ich dem Täubner nicht gefolgt bin!

Nachdem das Filzen vorbei war und wir alle, etwa 200 Mann, abmarschbereit herumstanden, meldete sich der deutsche Offizier vom Komitee Freies Deutschland nochmals per Megafon. Er verkündete, dass wir jetzt in Richtung Sewastopol-Stadt marschieren würden. Wir sollten den Wachsoldaten gehorchen, nicht aus der Reihe tanzen. Jeder Fluchtversuch würde den Tod bedeuten. Die Sonne stand inzwischen hoch am Himmel und es wurde drückend heiß. Durst und Hunger machten sich be-

merkbar. Völlig apathisch setzte sich die Masse Mensch in Bewegung, angetrieben vom ständigen „Dawei, dawei!“ (Los, auf, dalli, dalli!) der Wachmannschaften. Die Stiefel hatte man uns wegen der Fluchtgefahr abgenommen und so versuchte jetzt jeder möglichst schnell etwas unter die Füße zu bekommen. Der Schutz unserer Füße sollte noch lebenswichtig werden!

Mir war überhaupt noch nicht bewusst, was eigentlich geschehen war. Vor ein paar Stunden war ich noch ein würdevoller deutscher Soldat, der zwar für ein Ideal kämpfen musste, an das er im Grunde seines Herzens nie geglaubt hat, der aber dennoch im Besitz einer Soldatenehre war. Jetzt war ich plötzlich entwaffnet, ein Nichts. Ich taumelte stumpfsinnig in eine Zukunft, von der ich nicht die geringste Vorstellung hatte. In den ersten verzweifelten Stunden der russischen Gefangenschaft konnte ich mich kaum damit

abfinden, in dieses Abhängigkeitsverhältnis geraten zu sein. Ich kam mir ungerecht behandelt und entwürdigt vor. Dann fand ich langsam in die Wirklichkeit zurück und begann wieder meinen Fähigkeiten zu vertrauen. Bis hierhin hatte ich den Krieg unbeschadet überstanden. Ich war immer noch sehr jung und konnte mit etwas Glück auch aus dieser Situation herauskommen.

Meine Strümpfe waren nach kurzer Zeit durchgelaufen und ich begann nach etwas Ausschau zu halten, mit dem ich meine Füße umwickeln konnte. Die russischen Soldaten waren auch nur Menschen und ebenso wie wir zum Umfallen müde. Immer wieder ließen sie anhalten, um sich und uns eine Ruhepause zu gönnen. Bei einer dieser Pausen fand ich zufällig einen Jutesack deutschen Ursprungs. Er war noch gut erhalten. Ich riss ihn auseinander und band mir damit die Füße zu.

Mehrere Kilometer weiter erreichten wir eine Sammelstelle für deutsche Kriegsgefangene. Wir wurden neu eingeteilt, die Bewachung wechselte und wir setzten uns wieder in Achterreihen in Bewegung. Die Gruppe war jetzt doppelt so groß. Heinz Gries und ich achteten peinlich darauf zusammenzubleiben. Unsere Aufpasser waren jetzt beritten. Auf ihren kleinen Panje-Pferdchen trippelten sie neben uns her, größtenteils betrunken. Einer von ihnen war Kirgise. Er hatte einen bitterbösen Blick, schoss dauernd mit seiner MP in die Luft und lachte dabei wie ein kleines Kind. Das versetzte uns in Angst und Schrecken. Richtig schlimm wurde es, als ein total besoffener russischer Leutnant auf einem deutschen Schimmel – es hätte mein Hansi sein können – angesprengt kam, gefährlich mit seiner Pistole herumfuchtelte und sie dabei auch auf uns richtete. Heinz, der inzwischen auch ganz gut geschützte Füße hatte, und ich versuchten, uns im Zug

der Gefangenen möglichst einen guten Mittelplatz zu sichern. Von außen könnten ja Unannehmlichkeiten auf uns zukommen. Wir passierten von nun an die russischen Linien. Was wir da zu sehen bekamen, versetzte uns in maßloses Erstaunen. Nagelneues Kriegsgeschütz und Waffen aller Gattungen in unübersehbaren Mengen. Daneben Hunderte von Kisten voller Lebensmittel. Gegen solch eine Übermacht hätten wir den Krieg niemals gewinnen können! Hunderte von Soldatinnen und Soldaten bevölkerten die Wegränder. Sie beschimpften und bespuckten uns. Viele Soldatinnen waren schwanger. Sie streckten ihre Bäuche heraus um uns zu zeigen, dass genügend Nachwuchs für die Rote Armee unterwegs ist. Andere Frauen bekleideten hohe militärische Ränge, bis hin zum Oberst. Für die russischen Streitkräfte war der Krieg auf der Krim zu Ende. Es wurde kräftig gefeiert, gut gegessen und viel getrunken. Ihre Gesänge zur Balalaika waren kilometerweit

zu hören. An den Hängen des hügeligen Geländes lagen viele Tote aus beiden Lagern. Infolge des warmen Wetters verpestete der Verwesungsgeruch ekelerregend die Luft und der Hunger verschwand schlagartig.

Nach stundenlangem Dahinschlurfen erreichten wir die ersten zerstörten Häuser von Sewastopol. Eine riesige Menschenmenge, nur Frauen und Kinder, empfing uns lautstark mit Geschrei, Gesang und drohenden Fäusten. Ich witterte äußerste Gefahr und verkrümelte mich noch mehr in die Mitte unserer Karawane. Die russischen Frauen fragten die Bewacher, ob sie unseren Haufen nach Vergewaltigern oder Mördern ihrer Angehörigen durchsuchen dürften. Die Wachen gaben ihnen freie Hand. Die Frauen holten wahllos Landser aus unserer Mitte, die am Straßenrand sofort von den Wachen erschossen wurden. Die wenigsten von ihnen dürften schuldig gewesen sein. Heinz

und ich konnten von Glück sagen, diesem Massaker entronnen zu sein.

Gott sei Dank durchquerten wir Sewastopol noch am selben Tag und machten bei Anbruch der Dämmerung endlich in einem Seitental Halt. Zu diesem Zeitpunkt dürften wir noch über tausend Gefangene gewesen sein. Unsere Bewachung, mit der Führung einer solchen Menge von Menschen offensichtlich überfordert, überlegte nun krampfhaft, wie es weitergehen sollte. Das Tal, das man als Nachtlagerstätte ausgesucht hatte, war sehr eng und nur zu Fuß zu begehen. Man befahl uns, an den Hängen zu beiden Seiten zu lagern. Zu essen gab es nichts. Die erste Nacht in Gefangenschaft war saukalt. Wir legten uns löffelweise mit angezogenen Beinen aneinander, deckten uns mit den Waffenröcken zu und zogen die Mützen tief ins Gesicht. Auf diese Weise hatten wir es warm und konnten einigermaßen schlafen. In der

Dunkelheit durfte übrigens keiner aufstehen, auch nicht zum Austreten, das war nur am Tag erlaubt, unter Aufsicht.

In der Morgendämmerung scheuchten uns die Wachen mit lautem „dawei, dawei!“ hoch. Bevor der Marsch weiterging, wurden wir noch einmal gründlich gefilzt. Einer der Landser war tatsächlich so dumm, drei Patronen Munition dabei zu haben. Er wurde an Ort und Stelle erschossen. Ohne etwas zu essen zu bekommen setzten wir uns wieder in Richtung Simferopol, das ungefähr 170 km entfernt lag, in Bewegung. Viele Kameraden wurden auf dem langen Weg schwach oder konnten wegen der vielen Blasen an den Füßen nicht mehr laufen. Wir halfen uns gegenseitig so gut es ging. Fahrzeuge gab es keine und oft blieb unseren Bewachern nichts anderes übrig, als den armen Teufel, der nicht mehr mitkam, am Wegrand zu erschießen. Lebend zurückklas-

sen konnten sie ihn nicht. Von der 390 000 Mann starken Krim-Armee der deutschen Wehrmacht gerieten etwa 66 000 Landser in Gefangenschaft – und ich war mitten unter ihnen. Meine Fußbekleidung hat sich Gott sei Dank bewährt, ich hatte keine Schwierigkeiten. An Hunger und Durst musste ich mich jedoch, wie die anderen auch, erst gewöhnen. Ich wunderte mich, welche Strapazen ein Mensch über mehrere Tage hinweg aushalten kann. Erst am vierten Tag unserer Gefangenschaft hielten die Russen es für nötig, sich einmal Gedanken über unsere Verpflegung zu machen. Laut internationalen Abmachungen (Genfer Konventionen) hatte auch damals schon jeder Kriegsgefangene Anspruch auf tägliche Verpflegung. Dafür musste man jedoch zugewiesene Arbeiten übernehmen. Wieder führte man uns abseits der großen Nationalstraße in hügeliges Gelände zur Nachtruhe. Dort tauchten plötzlich Lkws auf, mit Säcken voller Hirse, Kanistern

mit Wasser, Salz und Brennmaterial. Aus Feldsteinen wurden drei Feuerstellen gebaut und nach ein bis zwei Stunden war der Hirsebrei, genannt Kascha, fertig. Als Napf erhielten jeweils drei bis vier Mann eine leere zwei-Liter-Blechdose, in der sich vorher feinste amerikanische Wurstkonserven befunden hatten. Die Ausgabe der Kascha zog sich geraume Zeit hin und jeder erhielt zusätzlich einen Kanten russisches Brot. Es war zwar etwas feucht aber trotzdem sehr willkommen. Endlich konnte man seinem Magen mal etwas anbieten und die meisten stürzten sich mit Heißhunger auf das Angebotene – und sollten die Eile beim Essen prompt bereuen. Ich selbst ging die Sache langsam an. Mein Unterbewusstsein sagte mir: Sei vorsichtig und iss mit Vernunft, dein Magen ist entwöhnt! [...]

Karl Kull

Überlebt

Erinnerungen

180 Seiten

11,95 €

ISBN 978-3-938926-90-1

MEDU Verlag
Schloss Philippseich
63303 Dreieich

Telefon: +49 (0) 6103/ 31 25 472

Fax: +49 (0) 6103/ 31 25 475

E-Mail: info@medu-verlag.de

Homepage: www.medu-verlag.de

Bücher über den Krieg gibt es viele und doch ist dieses ein besonderes Buch: Ganz ohne Pathos oder Verklärung, Dramatisierung und Heroismus erinnert ein ganz gewöhnlicher Mensch sich einer außergewöhnlichen Zeit. Detailreich, glaubwürdig und anschaulich schildert er Szenen, Menschen und Orte und zeichnet in hellen und dunklen Farben das Panorama eines Jahrzehnts. Vom Tage der Zwangsverpflichtung zum Arbeitsdienst in Frankreich bis zur Entlassung aus russischer Gefangenschaft wird in der Schilderung von Großem und Kleinem deutsche Geschichte lebendig: im böartigen Unteroffizier und kumpelhaften Leutnant, bei Besuchen im Café und freundschaftlichen Tänzen, bei brühender Hitze und eisiger Kälte, im russischen Winter am Hungern und Leiden, beim Bangen und Hoffen auf baldigen Frieden. Was bleibt, sind die Erinnerungen – die Schlechten wie die Guten – und dass es auf beiden Seiten Böse und Gute gab.